Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1912

4 (5.1.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 1

Visual Library

ihrer schwarzen Verbündeten Macht nicht gebrochen ist, ist auch an eine freiere Entwicklung des Schulwesens nicht zu denken.

Der drohende Saisongast. Das unerquickliche Mischmaschwetter, dessen wir uns zur Zeit wieder zu „erfreuen" haben, mahnt gebieterisch, uns gegen den Ueberfall der fälligen Saisonkrankheit, der zur Influenza gewandelten Grippe, zu wappnen. Der Unglücksgast beglückt uns mit seinem Besuch schon so lange, daß wir ihm gut und gern das Alter eines Methusalem zusprechen können. Er war schon im 18. Jahrhundert so berüchtigt, daß ihn die Franzosen auf Grund der Wahrnehmung, daß er von Tür zur Tür geht, als „Stadtport" bezeichneten, und in den Kirchen sahen sich die Priester durch das anhaltende Husten, Niesen und Räuspern der Gemeinde so ärgerlich gestört, daß man zeitweise den Gottesdienst ausfallen lassen mußte. Dem Ueberfall der Influenza rechtzeitig vorzubeugen, empfiehlt es sich, einer zeitgemäßen Mahnung des „Gaulois" zufolge, ein Glas kochendheißen Grogs zu trinken. Das Pariser Blatt nimmt dabei die Gelegenheit wahr, uns über den Ursprung des Namens Grog aufzuklären. Danach hatte der englische Admiral Vernon einen Tagesbefehl erlassen, der Offizieren und Mannschaften zur strengen Pflicht machte, ihrer Whisky-Ration Wasser zuzusetzen, was sie ob der puritanischen Maßnahme Ergrimmten veranlaßte, den alkoholfeindlichen Geschwaderchef mit Rücksicht auf den aus „Grogram" einen kamelhaarenen Stoff, gefertigten Mantel, den er bei schwerem Wetter auf der Kommandobrücke trug, „Alter Grog" zu nennen. Von dem Admiral ging dann der Name auf das Getränk über, das gegen die Influenza oft gute Dienste leistet. Aber es geht damit wie mit allen solchen Hausmitteln: dem Einen hilfts, un ddr Andere muß trotz Grog daran glauben. Ueberdies weiß man längst, daß manche Personen sehr leicht, andere wieder garnicht von der Influenza ergriffen werden. Jedenfalls scheint es Menschen zu geben, denen der unheimliche Bazillus nichts anzuhaben vermag — was übrigens für die übrige Menschheit kein Trost ist.

Für unsere Frauen.

Frauen in der Gemeindeverwaltung. Nach dem Ausgang der Neuwahlen zu den Kollegien der Stadtverordneten und Stadträte in Mannheim wurden nunmehr auch in die Arbeits-Kommissionen der Gemeindeverwaltung eine Anzahl Frauen und unter diesen mehrere Genossinnen gewählt. Die Besetzung der Kommissionen mit Frauen geschah nach paritätischen Grundsätzen hinsichtlich der Parteizugehörigkeit. Je eine Genossin ist gewählt in die Kommission für das städtische Arbeitsamt, in die Armenkommission, die Krankenhauskommission, die Schulkommission und in die Kommission zur Verteilung von Frühstück und Essen für bedürftige Schulkinder, sowie unentgeltlicher Abgabe von Schulutensilien.

Die Wahl weiterer Genossinnen für Kommissionen, die später zu wählen sind, steht noch in Aussicht. Das Recht der Mitarbeit der Frau an kommunalpolitischen Aufgaben ist in Mannheim insoweit anerkannt worden, als nicht gesetzliche Hemmnisse bestehen. Gegenüber dem bisherigen Zustand ist das ein anerkennenswerter Fortschritt, der umso höher zu bewerten ist, als jetzt für Mannheim die Gleichberechtigung der proletarischen Frau neben der bürgerlichen anerkannt ist.

Stillprämien für unbemittelte Mütter. Die Stadtverwaltung in Mannheim beschloß die Einführung von Stillprämien für unbemittelte Mütter. Die Ausmessung der Prämien erfolgt nach der Bedürftigkeit. Insbesondere ist dabei die Kinderzahl der Familie mit ausschlaggebend. Für das Jahr 1912 sind dafür 20 000 Mk. vorgesehen.

Ein Frauenstaat in Japan. An den von den Wogen des Stillen Ozeans bespülten Küsten Japans, weitab von dem Treiben des modernen Handelsverkehrs, blüht noch heute eine ansehnliche Kolonie, in der die Führerschaft in allen Dingen des Lebens und der Familie unbedingt der Frau angehört, und wo der Mann es als selbstverständlich betrachtet, sich schweigend der Oberherrschaft seiner besseren Hälfte unterzuordnen. Dies Paradies des Frauenrechtes liegt in dem Bezirk Schima, es ist die Kolonie der sogen. „Meermädchen". Die kleinen Japanerinnen, die hier als „Herren der Schöpfung" walten, verdanken ihren poetischen Namen ihrem Berufe, denn ihre tägliche Arbeit ist es, in das Meer hinabzutauchen und der dunklen Tiefe Perlen und andere Kostbarkeiten zu entreißen. Aber dieser kleine Frauenstaat erteilt der Frau nicht nur die entscheidende Gewalt in allen häuslichen Dingen, sondern legt auch der Frau und nur ihr allein die Pflicht zur Arbeit auf. Die Männer verrichten nur häusliche Dienste, ihr Amt ist es, zu kochen, einzukaufen und das Haus in Ordnung zu halten und im übrigen leisten sie den Ernährerinnen der Familie kleine Hilfe. Die seltsame Kolonie kann dabei auf ein ehrwürdiges Alter zurückblicken, denn seit mehr als einem Jahrtausend ist es in der Bucht von Schima Sitte, daß die „Meermädchen" im Wasser ihrem Berufe nachgehen und ihre Angehörigen erhalten. Wird einem Ehepaar ein Mädchen geboren, so eilen alle Verwandten und Bekannten des Dorfes zum fröhlichen Jubelfest herbei, die Geburt eines Knaben aber begrüßen lange Gesichter und ein dumpfes, trauriges Schweigen. Schon im frühen Kindesalter beginnt die Vorbereitung der kleinen Meermädchen zu ihrem späteren Berufe. Mit vier oder fünf Jahren lernen die Kinder schwimmen und tauchen, und wenn sie 13 oder 14 Jahre alt geworden sind, gelten sie als erwachsen und treten als vollgiltige Mitglieder in die Kolonie dieser Perlenfischerinnen ein. Bis zu ihrem 40. Jahre geht die Meermaid dann ihrem Berufe nach; wenn sie dann aber auf die Taucherarbeit verzichtet, so geschieht es nicht aus Altersschwäche. Gewöhnlich ist die Vierzigjährige bereits vielfache Großmutter und widmet sich nun der Erziehung der heranwachsenden Enkel, denn selbst die Heranbildung der Kinder ist in dieser seltsamen Kolonie nicht den „männlichen Hausfrauen" überlassen, sondern seit altersher der weisen und vielerfahrenen Großmama. Die stete Arbeit in freier Natur hat aus diesen Perlfischerinnen mit der Zeit einen auffallend kräftigen und gesunden Menschenschlag gebildet. Für das Ansehen eines Mädchens ist weder ihr Vermögen noch ihr Besitztum entscheidend, sondern die Geschicklichkeit im Tauchen. Die Taucherin, so berichtet eine amerikanische Zeitschrift, bleibt je 1—2 Minuten unter Wasser. Die Arbeit beschränkt sich auf die Morgenstunden, um 8 Uhr zieht gewöhnlich die Schar zur Meeresküste. Aber selbst der kälteste Winter bringt keine Unterbrechung der Tätigkeit und so vergeht im Kreislauf der Jahre nicht ein Tag, wo eines dieser Mädchen oder Frauen nicht zwei, drei, meistens aber vier Stunden im Wasser verbringt.

Selma Lagerlöfs Bucherfolge. Von der außerordentlichen Wertschätzung, deren sich die gefeierte schwedische Dichterin in ihrer Heimat erfreut, zeugt der für skandinavische Verhältnisse riesenhafte Erfolg ihres neuen Buches „Lilljecronas Heim". Sind doch in knapp drei Wochen nicht weniger als dreißig Tausend Exemplare verkauft worden. Die Lagerlöf hat damit alle ihre eigenen, früheren Rekorde geschlagen. So waren von dem ersten Teil des Buches „Nils Holgerssons wunderbare Reise", das im Dezember herauskam, noch vor Weihnachten jenes Jahres 20 000 Exemplare verkauft. Weder Ibsen noch Björnson hatten je solche Erfolge zu verzeichnen, und selbst ihre berühmten Werke dürften es nie über 15 000 Exemplare gebracht haben. Bei der nur wenige Millionen Seelen ausmachenden Bevölkerung Skandinaviens ist ein solcher Buchererfolg immer noch sehr bedeutend.

Wo gibt es die niedrigsten Arbeitslöhne? Den zweifelhaften Ruhm, ihren Bewohnern die schlechtesten Löhne zu zahlen, genießt die Insel Teneriffa, die größte der kanarischen Inseln. Die Bevölkerung der Insel ist spanischen Ursprungs; seit Jahrhunderten pflegen dort die Frauen die Kunst der feinsten, wunderbarsten Spitzenarbeiten, in der sie Meisterinnen sind. Die Reichen und geschmackvollen Spitzenmuster von Teneriffa sind mit Recht berühmt; um so schlimmer ist es, daß die Frauen für ihre Kunst mit einem wahren Hundelohn abgespeist werden. Eine geschickte Spitzenarbeiterin verdient dort 25 Centesimos, also 20 Pf. pro Tag, wobei noch zu bemerken ist, daß diese „Summe" schon einen „höheren" Verdienst darstellt. Dementsprechend sind auch die Löhne aller anderen Arbeiter abgestuft. Ein Maurerpolier verdient z. B. einen Peseta pro Tag, das sind 80 Pf., und seine Arbeiter bekommen die Hälfte. Allerdings muß man dabei berücksichtigen, daß das Leben auf dem tropisch fruchtbaren Teneriffa ungemein billig ist, und daß die Bevölkerung, wie alle Südländer nur wenig Bedürfnisse hat. Man lebt hauptsächlich von Mais- oder Weizenmehl, das in Wasser geknetet wird, sowie von Früchten, deren Ueberfluß so groß ist, daß sie fast nichts kosten. Das ist auch der Hauptgrund, weshalb es auf der schönen Insel noch so idyllisch zugeht, und weshalb die Bevölkerung von allen modernen Bestrebungen bisher unberührt geblieben ist.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 1. Karlsruhe, Freitag den 5. Januar 1912. 32. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 1:

Der Kampf beginnt. — Das Bübli. — Der Haß gegen die Nüchternheit. — Aus allen Gebieten. — Allerlei. — Für unsere Frauen.

Der Kampf beginnt . . .

Der Kampf beginnt. Nun geht's aufs Ganze.
Parteigenossen, drauf und dran!
Zum Sturme auf des Gegners Schanze
Mobil bis auf den letzten Mann!
Ein Werben über alle Maßen
Soll nun durch Haus und Hütte geh'n,
Und rauschen soll's durch alle Straßen
Als wie ein rotes Fahnenweh'n . . .

Die ihr als einzelne der Masse
Sonst namenlos und ungenannt
Wohl untertaucht im Kampf der Klasse —
Jetzt liegt der Sieg in eurer Hand!
Mit euren stündlichen Gewaffen,
Vor Tau und Tag bis in die Nacht,
Im Kleinkampf wird der Sieg geschaffen,
Und ihr seid's, die ihn uns gebracht!

Der Kampf beginnt. Es geht aufs Ganze!
Bis auf den letzten Mann herbei!
Ein jeder geb' ein Blatt zum Kranze,
Zum Ruhmeskranze der Partei.
Als Schlachtruf aber soll uns führen,
Daß es dem Feind die Ohren gellt:
Wir haben nichts mehr zu verlieren,
Doch zu gewinnen eine Welt!

Walter Treumund.

Das Bübli.

Für einen kleinen Mann, der schon aus der Schule ist und im Ortsregister als Nikodemus Brettle, Schuhmacherlehrling, Sohn der Dienstmagd Barbara Eudoxia Brettle, verzeichnet steht, ist der Rufnahme „Bübli" eigentlich nicht mehr am Platz. Deutlich mußte das jeder empfinden, der einmal das Glück hatte, den kleinen Schusterlehrling, mit einem grünen Sack voll reparierten Stiefeln unterm Arm, durch die engen Gassen des Schwarzwaldstädtchens schreiten sah, die Stumpfnase keck in der Luft, die Mütze flott auf dem Ohr, und den fast lippenlosen und in gewöhnlichen Stunden ein wenig verstockt zusammengepreßten Mund zu einer Pfeiferei gespitzt, die ahnen ließ, wie furchtbar wenig das Bübli sich eigentlich aus der Mitwelt machte. Wenn er noch seinen grünen Schurz mit dem glänzenden Messingkettchen anhatte, den er nur des guten schaffigen Eindrucks halber anbehielt, wenn er dem Pfarrer oder dem Apotheker oder ähnlichen Männern von Stand und Ansehen geflickte Stiefel brachte, dann sah Nikodemus Brettle aus wie jemand, der eine Zukunft hat.

Aber gerade jetzt, in der Abendstunde des Sonntags nach Maria Lichtmeß, wo der Meister gerade einen erheblichen Knieriemen zur Seite gelegt hatte, und das Büebli ohne eine Träne im Auge mit fest zusammengebissenen Zähnen und einem Blick, der alles andere ausdrückte denn Reue oder Hochachtung für seinen Herrn und Züchtiger, hinauf in seine kleine Kammer geschlichen war — jetzt lag dieses Zukunft sehr im Dunkeln. Für das Büebli allerdings auch jetzt noch nicht. Aber drunten in der Stube hielt der Meister, der sonst eigentlich kein hartes Herz hatte, wahrscheinlich mehr zu seiner eigenen Entschuldigung und Beschwichtigung eine längere Ansprache, an seine Frau darüber, daß in Lediger Kindern halt nie ein Segen wäre. Die Frau durchblätterte im Lampenschein den neuen Kalender und ließ die Rede ihres Mannes durch die Ohren ziehen, ohne daß auch nur ein Wort davon irgend einen Eindruck hinterlassen hätte. Sie kannte diese Rede. Außerdem hatte sie das Büebli so gern wie ihren Einzigen, der jetzt droben auf dem Kirchhof am Berg unter dem Boden lag. Sie hatte sich alle Gewalt antun müssen, um das Büebli nicht zu beschützen. Aber sie hatte ein wenig ein schlechtes Gewissen, weil sie dem Büebli in der Nacht noch das Fahrgeld in ein frischgewaschenes rotes Nastuch geknüpft und dazu ein Stück Brot mit Speck in den Sonntagsanzug gesteckt.

Was war denn geschehen?

Gar nichts Besonderes und so furchtbar Strafwürdiges. Allerdings hatte der Meister seine Genehmigung zu des Büeblis wohldurchdachtem und langvorbereitetem Unternehmen ausdrücklich versagt. Und das Bübli war eben doch gegangen; geradewegs auf den Feldberg, und zwar, um dort den ersten Preis im großen Sprunglauf zu holen. Man wird zugeben müssen, daß das Bübli genau wußte, was es wollte und nicht zu geringe Anforderungen an sich stellte. Aber da der unternehmende Schuhmacherlehrling im Städtle der beste Schneeschuhläufer und Springer war, so ist nicht einzusehen, warum er gerade besonders bescheiden hätte sein sollen. Gerade vor einem Jahr hatte er in einem Schneeschuhbuch, das er von einem Gönner geschenkt bekommen, gelesen, daß ein Schusterjunge aus Telemarken den vornehmen Herrn in Christiania zuerst gezeigt hatte, was es heißt, auf Schneeschuhen richtig zu springen und nicht unter zwanzig Metern.

Das hatte — wie man zu sagen pflegt — Epoche beim Büebli gemacht. Kaum war der erste ordentliche Schnee gefallen, da hatte er sich schon am Sonntag früh, noch vor der Kirche, einen Hügel gebaut, und der Pfarrer hatte noch nicht das „Ite, missa est" gesungen, da sprang das Büebli schon und purzelte und übte und — stand. Fein stand er. Das mußten auch seine größten Nebenbuhler zugeben, und die kleinen Maidli, die mit ihm in den Fortbildungsunterricht gingen, sagten es jedem anderen Buben frei ins Gesicht, so flotte Telemarksprünge, wie sie das Büebli beim Auslauf mache, bringe keiner von ihnen fertig. „Nit du wittem." So gings alle Sonntage von früh morgens bis es Betzeit läutete. War er nicht auch ein Schusterbub und hieß dabei sogar Brettle! Und warum konnte im Schwarzwald nicht möglich sein, was da unten in Norwegen und wie die Länder alle hießen, geschehen war? Nämlich, daß er, das Büebli, es den Herren einmal wies, wie man wirklich springt.

Das Büebli gab sich, was um der Gerechtigkeit willen doch gesagt sein muß, der Täuschung hin, er ganz allein, er, der Schuhmacherlehrling von Neustetten, wisse im Badischen und was so drum rum liegt, wie man springt. Flott und weit. Nicht unter zwanzig Meter, wie gesagt.

Da kam endlich der große Tag. Als er auf dem Feldberg den Herren vom Komitee am Juniorensprunghügel seinen Namen sagte und sich in die Liste eintragen ließ, wurde er ein wenig zornig. Denn er hatte auf den vornehmen Gesichtern so ein Mienenspiel gesehen und wußte nicht recht, ob es Spott oder Bewunderung war. „Wartet ihr numme," dachte er und biß grimmig die Zähne zusammen. Zweimal von dreien stand er und die Preisrichter hatten alle drei auf ihren Listen hinter den Namen Nikodemus Brettle aus Neustetten die Bemerkung: Als Senior zugelassen. Das war Sieg. Ohne sich darum zu kümmern, wie die Herren mit stiller, aber immerhin bemerkbarer Anerkennung über ihn sprachen, trat er, von der dunkeln Masse der Zuschauer einfach verschluckt, den Weg hinüber nach dem Wald an, wo der große Sprunghügel der Senioren lag. Nur einmal benützte er die Gelegenheit, wo sich für einen Augenblick die ihn umgebende, gleichfalls nach dem Seniorenhügel laufende Masse öffnete, um zwi-

schen zwei sehr fein angezogenen Herren auf wunderbar schwarzlackierten Schneeschuhen mit großartiger Geberde hindurchzuspucken. So bezeugte er sich seine ganze Hochachtung vor sich selber. Jetzt war er seiner Sache gewiß. Aber als das Büebli zwar mit Kennermiene, aber doch nicht ganz unbesorgt die große Sprungschanze zum erstenmale sah, und einen Blick auf die farbigen Flaggen die furchtbar vielen Menschen auf den Tribünen und schließlich auch in den Abgrund hineingetan hatte, in welchen die Sprungbahn auslief, da spürte er doch auf einmal ein eigentümliches Gefühl im Halse. Aber er fuhr mit der Hand noch zur rechten Zeit, anstatt an den Gurgelknopf, an den Kopf und kratzte sich hinter den Ohren. In einigen Minuten war er aber wieder ganz beisammen und überreichte mit der bescheidenen Sicherheit, die einen Beherrscher der Situation immer auszeichnet, seine zwei Mark einem Herrn mit einer roten Binde am Arm. Dieser schrieb den Namen der Wettbewerber am großen Sprunglauf um die großen Preise auf und nahm gleich den vorgeschriebenen Einsatz in Empfang.

Was soll ich sagen?

Ich will die Situation nicht beschönigen. Aber anerkannt muß werden: das Büebli sprang tapfer und immer weit, wenn auch nicht jedesmal sehr schön. Zweimal purzelte er und sauste unter dem schallenden Gelächter der Tribünen wie ein großes Baumwollknäuel den Hang hinab, und als dies zum zweitenmal geschah, machten die Preisrichter zu gleicher Zeit einen dicken Strich durch seinen Namen. Es war eben doch etwas anderes, so eine unmenschlich hohe Sprungschanze und so ein gottvergessen tiefer und steiler Ablauf. So sagte sich das Büebli; war aber trotzdem, wenn auch nicht des ersten, so doch eines anderen Preises gewiß. Denn von den sehr sinnreichen und wohlausgedachten Satzungen der Sprunglaufordnungen wußte er noch nichts.

Als ihm endlich nach der Verlesung der Sieger im großen Speisesaal des Feldbergerhof, wo das Büebli unbemerkt und unerkannt in einer Ecke, gerade neben dem Gabentempel mit den herrlichen, norwegischen Skiern stand, die unerbittliche Wirklichkeit klar geworden war, wollte ihm doch so etwas wie Wasser in die Aucen steigen. Aber die Ehre hätte er „ihnen" doch nicht angetan. Und nachdem er noch einen Blick auf den „höchsten von allen" geworfen hatte, der über sein ansehnliches Bäuchlein hinaus gerade eine sehr schöne Rede hielt, sagte das Büebli zu dem ihm am nächsten stehenden Herrn, den er nicht kannte, aber auch für „so einen" hielt: „Ae paar Brettli hätte sie mer scho genn könne." Der Herr sah das Büebli verständnislos an. Kein Wort hatte er kapiert.

Dann ging das Büebli heim und dem Schicksal entgegen, das wir bereits kennen und das er auch dunkel ahnte. Was er aber auf dem Heimweg dachte, das waren nur die drohenden Worte: „Wartet ihr numme! 's isch wieder emol Lichtmeß!"

A. Fendrich.

Der Haß gegen die Nüchternheit.

Aus Abstinentenkreisen schreibt man uns:

Die Unterhaltungsbeilage vom 15. Dezember enthält einen Aufsatz, betitelt „Vom Taumel der Nüchternheit". Der Verfasser, der sich af. zeichnet, kennt sicher nicht die Abstinenz aus eigener Erfahrung, sonst wäre er nicht mit solch verkehrten Anschauungen an die Oeffentlichkeit gegangen. Man könnte beim Lesen fast die Auffassung bekommen, als wäre hier die deutsche Brauerei-Union oder eine Weinhändlervereinigung an der Arbeit, denn nur sie können ein Interesse daran haben, die Oeffentlichkeit über eine so wichtige Frage wie die Alkoholfrage, irre zu führen.

Aber halten wir uns an af. Schon was er anfangs über die Verständnislosigkeit für Maß und feinen Geschmack bei den freiwilligen Abstinenten sagt, ist die alte abgedroschene Phrase derjenigen, die von den Abstinenten einmal in ihrer spießbürgerlichen Ruhe, in ihrem konservativen Dahinleben gestört wurden. Herr af. soll nur einmal bei seinen alkoholischen Mitmenschen nach Verständnis für Maß und feinen Geschmack suchen, bevor er wieder zu uns kommt.

Der böse Fanatismus muß natürlich auch wieder herhalten, es wäre fast verwunderlich, wenn es nicht so wäre. Die Sache ist nun so dargestellt, daß die durch ein körperliches Leiden zur Abstinenz gezwungenen Personen große Mühe haben, gegen innere Verlockungen festzubleiben, und deshalb in ihrer Willenssteigerung zum Fanatismus sich einen künstlichen Rückhalt verschaffen. Zugegeben, daß es im Anfang für manchen schwer hält, mit alten Gewohnheiten ganz abzubrechen, so muß doch berücksichtigt werden, daß es soziale Pflicht ist, den durch körperliche Leiden, wie Alkoholkranke, Lungenkranke, Magenkranke usw. zur Abstinenz gezwungenen Menschen durch das eigene gute Beispiel zu stützen, ihm zu helfen (gegenseitige Hilfe im Lebenskampf). Aber wie ergeht es ihm oft! Welch ungeheurer Terrorismus seitens der noch Trinkenden! Ein fortwährendes Vorhalten alter Gewohnheiten und vieles andere mehr. Dieses Kapitel ist ungeheuer reichhaltig! Und da wagt man es noch ,von einem Fanatismus dieser armen Opfer unserer gesellschaftlichen Zustände und unserer Trinksitten, die von allen Mäßigen miterhalten werden, zu reden. Pharisäer!

Was Herr af. von der Furcht vor einem Löffel Weinsauce, von heimlicher Verachtung und bewunderndem Mißtrauen Andersdenkender schreibt, ist zu lächerlich, um darauf einzugehen. Wenn er aber weiter schreibt von einer Vereinigung Bekehrter, Trunkenbolde, Nichtstuer, die sich um jeden Preis ihr Leben verlängern möchten, geizige Pedanten, die trampelnde Herde der Snobs mit ihrer dummen Sucht nach dem Neuesten usw., so sind das dieselben dummdreisten Mätzchen, die tagtäglich vom Alkoholkapital aus leicht begreiflichen Gründen im Kampfe gegen die Abstinenzbewegung angewendet werden. Dieses Alkoholkapital führt gegen die Abstinenz denselben unsauberen, verlogenen Kampf, wie ihn der Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie gegen unsere Partei führt. Daß sich auch Herr af. auf diese Spuren begibt, darum ist er wahrhaftig nicht zu beneiden. Bedauerlich bleibt nur, daß ein Arbeiterblatt einem solchen Geistesprodukt Raum gewährt. Die erwähnten Verdächtigungen einzeln zu widerlegen, ist übrigens nicht nötig, denn die gemeinnützige Tätigkeit der Abstinenzbewegung ist hinlänglich bekannt für alle, die ehrliche und nützliche Arbeit anerkennen. Nur soviel sei Herrn af. gesagt, daß die dumme Sucht nach etwas Neuem ihn bis jetzt verschont hat, denn sonst hätte er erkannt, daß ohne neue Ideen kein Fortschritt möglich ist.

Daß neue sozialistische Ideen ihn nicht beherrschen, zeigte der Verfasser jenes Artikels auch, wenn er meint, es wird immer Krieg, immer verheerende Krankheiten, immer Enttäuschungen, immer Entmutigung und verzweifelte Stimmungen — die natürlich immer mit Alkohol begossen werden müssen — geben. Daß die sozialistische Arbeiterbewegung mit der Beseitigung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung auch ihre Schäden beseitigen will, scheint Herr af. nicht zu wissen. Darin kann man ihm zustimmen, daß schon zu Salomons Zeiten alkoholischer Stumpfsinn produziert wurde, wie die Geschichte lehrt.

Zum Schluß jenes Aufsatzes wird der Abstinenzbewegung eine Existenzberechtigung solange zugesprochen, „bis die Menschen den Alkohol beherrschen gelernt haben". Sie sind zu gütig, Herr af.! Aber wir bösen „Fanatiker" denken nicht so verächtlich von der Menschheit, daß sie immer ihre Entmutigung und verzweifelte Stimmung durch Alkohol verscheuchen muß. Wir glauben im Gegenteil, daß es heute schon reine und edle Genüsse gibt, die den Menschen erheben und ihn frei machen aus den Banden des Alkohols. Dazu ist aber eine Erziehungs- und Aufklärungsarbeit im Volke nötig und diese wird trotz af. und trotz Alkoholkapital auch in Zukunft von den bösen „Fanatikern" betätigt werden!

Hn.

*

Anmerkung der Redaktion. Wir geben vorstehendem Artikel Raum in unserem Blatte, obgleich er eine Erwiderung auf den Artikel in der Unterhaltungsbeilage Nr. 93 vom 15. Dezember „Vom Taumel der Nüchternheit", verfaßt von einem alten, verdienten, schriftstellerisch produktiven Parteigenossen, nicht ist. Der Verfasser der „Erwiderung" hat vielmehr u. E. die Ausführungen des Genossen af. gar nicht verstanden. — Was die in der „Erwiderung" enthaltenen Anwürfe gegen den „Volksfreund" betrifft, so wollen wir nur kurz bemerken, daß aus solch deplazierten Bemerkungen am besten zu sehen ist, daß es auch bei manchen Abstinenten — trotz Abstinenz vielfach an dem fehlt, an was es den meisten Trinkern fehlt — nämlich an der Selbstbeherrschung und an der Mäßigung. Die Haltung des „Volksfreund", wie der gesamten Arbeiterpresse, zur Alkoholfrage ist zu bekannt, als daß er es nötig hätte, das jedesmal nach jeder Anpöbelung erneut zu präzisieren.

Aus allen Gebieten.

Theater und Musik.

Maifestspiele in der Pariser Oper. Das Programm, das die Direktoren Messager und Brousen für die im Mai 1912 in der Pariser Großen Oper stattfindenden Festspiele soeben endgültig festgestellt haben, räumt den Werken Richard Wagners den breitesten Raum ein. Es verheißt zwei Aufführungen von „Tristan und Isolde" mit Arthur Nikisch am Dirigentenpult und dem Heldentenor Franz in der männlichen Titelrolle, zwei Aufführungen des „Meistersinger", die voraussichtlich Hans Richter leiten wird und einen „Ring"-Zyklus, bei dem Felix Weingartner sich dem Pariser Publikum als Opernd irigent vorstellen wird. Außerdem wird Caruso bei den Pariser Maifestspielen in einigen Partien auftreten, die er bisher auf europäischen Bühnen noch nicht gesungen hat. In der Aufführung von Boitos „Mefistofele" wird der berühmte russische Tenorist Schaljapin in der Titelrolle erscheinen.

Technisches.

Drahtlose Telegraphie im Aeroplan. Die französische Militäraviatik hat in jüngster Zeit auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie bemerkenswerte Erfolge erzielt, mit denen das Problem der Nachrichtenvermittlung vom Aeroplan aus der Lösung ein tüchtiges Stück näher gebracht worden ist. Wie bekannt, war es vor einigen Monaten bereits dem Leutnant Acquaviva und Maurice Farman gelungen, sich vom Flugschiff aus mit den Kabinen des Aerodroms in Verbindung zu setzen. Aber man mußte sich bei diesen Versuchen auf den Austausch weniger Worte, und noch dazu auf kurze Entfernungen beschränken, da die in der Flugmaschine mitgeführten Apparate sich für höhere Leistungen unzulänglich erwiesen. Dem Hauptmann Brenot und dem Leutnant Menard ist es jetzt gelungen, die Schwierigkeiten, an denen die diesbezüglichen Experimente bisher scheiterten, zu überwinden. Die beiden Militäraviatiker, die ihre Versuche auf dem Flugfelde von Saint Cyr vornahmen, sind jüngsthin in einem Farman-Zweidecker mit dem für die drahtlose Telegraphie bestimmten Material aufgestiegen. Ueber dem Apparat erhob sich ein 100 Meter hoher Mast zur Aufnahme der von den Luftwellen übermittelten Nachrichten. Der Aeroplan, der im Stande war, eine dreistündige Flugdauer durchzuhalten, erhob sich rasch zu 500 Meter Höhe, in der er 1½ Stunden verblieb. Man sah ihn über Rambouillet und Gallardon, das heißt 60 Kilometer vom Eiffelturm entfernt, mit dessen drahtloser Station er eine Reihe von Telegrammen wechselte, die unverzüglich dem Kriegsminister übermittelt wurden. Der Versuch ist schon aus dem Grunde von hoher Bedeutung, weil er die Möglichkeit beweist, die Länge und Energie der Hertzschen Wellen, bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit der verwendeten Apparate wenigstens, durch die Benutzung eines Mastes, dessen Länge man willkürlich regulieren kann, nach Bedarf zu verändern. Die erzielten Ergebnisse berechtigen zu den kühnsten Hoffnungen, dem Aviatiker erwächst dabei allerdings die unerläßliche Pflicht ,mit kluger Berechnung und Umsicht zu Werke zu gehen, da er sich bei den Versuchen auf Schritt und Tritt von nicht zu unterschätzenden Gefahren bedroht sieht.

Naturwissenschaft.

Wie lange die Erde noch bewohnbar sein wird. Die „Smithsonian Institution" in Washington hat jetzt wieder ein Jahrbuch herausgegeben, das allerhand interessante Berichte über wissenschaftliche und technische Unternehmungen innerhalb der Vereinigten Staaten, außerdem auch einige zusammenfassende Arbeiten naturwissenschaftlichen Inhalts enthält. So beschäftigt sich ein Aufsatz Prof. T. C. Chamberlins von der Universität Chicago, einer der bekanntesten amerikanischen Geologen, mit der Frage, wie lange noch die Erde bewohnbar sein wird. Chamberlin hat zur Beantwortung dieser Frage eine gewaltigen Summe von Wissen aus verschiedenen Forschungszweigen herangeholt und außer der Geologie auch die Physik, die Chemie und die Astronomie in Anspruch genommen. Er kommt denn schließlich zu dem recht beruhigenden Ergebnis, daß die Erde noch etwa zehn Millionen Jahre bewohnbar bleiben werde. Ihren Untergang sieht er darin voraus, daß ein Himmelskörper der Sonne zu nahe kommen und das ganze Sonnensystem gewissermaßen zersprengen werde. Wir haben also keine Veranlassung uns zu beunruhigen.

Medizinisches.

„Bärengymnastik". Ein englischer Arzt ist nach fleißigem Studium jetzt zu der Erkenntnis gekommen, daß der Mensch auf allen Vieren kriechen und die Kletterkünste des Bären üben muß, um sich jung und frisch zu erhalten. Der Mensch soll sich kurz gesagt, zu einem Teddybären entwickeln und als solcher im Interesse seiner Gesundheit in der Kinderstube betätigen. „Man soll sich mehr einer horizontalen Lebensführung befleißigen", so läßt sich der Entdecker des neuen Hilfsmittels für alle menschlichen Gebrechen vernehmen. „Es ist einfach lächerlich, als wandelndes Perpendikel stets in aufrechter Stellung dahinzuleben. Leute, die sich zu dieser törichten konventionellen Lebensart bekennen, berauben ihrem Körper die Tätigkeit, der er zu seinem Wohlbefinden nicht entraten kann. Wenn dagegen Männer und Frauen sich im Hausflur herumbalgen und auf Händen und Knien herum jagen würden, wie es junge Bären zu tun pflegen, so würden sie sich bald davon überzeugen, daß sich ihre Muskeln in einer Weise entwickeln und ausbilden, wie es beim aufrechten Gang nie und nimmer geschehen kann. Zunächst werden sie freilich am nächsten Tage in den solcher Uebung ungewohnten Muskeln ein starkes Schmerzgefühl verspüren, aber nachdem sie eine Woche diese Teddybär-Gymnastik betrieben, werden sie mit Vergnügen bemerken, daß das gesamte Muskelsystem an Widerstandskraft und eisener Straffheit enorm gewonnen hat. Es bedarf nicht erst der Erwähnung, daß die Uebungen nicht unmittelbar nach dem Essen vorgenommen werden sollen." — Der geniale englische Mediziner hat leider vergessen, anzugeben, ob er etwa auch seine Patienten auf allen Vieren kriechend behandelt. Zur Erhöhung seiner Praxis und zur Verbreitung seiner „Bärengymnastik" würde das sicherlich erheblich beitragen.

Allerlei.

Ein preußisches Schulidyll. In der „Schlesischen Schulzeitung" war vor einiger Zeit das folgende kaum glaubliche Vorkommnis zu lesen: „Im Dorfe H. war Schulvorstandssitzung. Anwesend waren die Bauern des Ortes und der Herr Oberförster, der sechs Stimmen auf sich vereinigte. Auf der Tagesordnung standen drei Anträge des Lehrers. Sie betrafen 1. Anschaffung von Turngeräten, 2. Einfriedung der Düngergrube im Schulhofe, und 3. das Reinigen der Schule sollte nicht mehr von Kindern, sondern von Erwachsenen ausgeführt werden. Alle drei Anträge wurden abgelehnt. Der Herr Oberförster begründete die Ablehnung folgendermaßen: Zu 1. Die Jungen in H. wären immer gute Soldaten geworden, warum Turngeräte anschaffen, die nur zur Verkrümmung des Rückgrats dienten. Zu 2.: Wenn der Düngerhaufen nicht umfriedigt ist, können sich die Kinder daran im Winter die Füße wärmen; zugleich treten sie dabei dem Lehrer den Düngerhaufen fest, und zuletzt kann der Lehrer bei einer offenen Düngergrube zigen, ob er versteht, den Hof in Ordnung zu halten. Zu 3.: Die Mädchen von X. lernen zu Hause nicht ordentlich auskehren, sie kehren den Schmutz nur in die Ecken. Das richtige Auskehren kann ihnen nur der Lehrer beim Reinigen der Schule beibringen. Der Herr Oberförster unterschrieb das Protokoll und forderte die Anwesenden also zur Unterschrift auf: Meine Herren, Sie können ruhig unterschreiben; denn aus der Sache spricht Geist und ich habe auch unterschrieben." Solchen geistigen Krüppeln ist das Wohl und Wehe der Volksschule ausgeliefert. Freilich entsprechen die von dem Herrn Oberförster geäußerten Anschauungen vollständig der Auffassung der im Preußischen Landtage maßgebenden Junkerklique. So lange deren und